

Fritz Rosenfeld:

Der Freier vor dem Tor

Eine dramatische Legende

Personen:

Omar Ibn Hussein, ein armer Melonenhändler.

Abdullah Ibn Ali, ein reicher Kaufmann.

Der Kadi.

(Von einem fernen Minarett klingt gedämpft die Stimme des Muezzins, der zum Gebet ruft.)

Sprecher: Die Stunde des Gerichts hat begonnen. Allah segne die Richter mit Weisheit und Geduld, auf daß sie nicht mit Strenge richten, sondern mit Güte, nicht mit Haß, sondern mit Milde, nicht nach dem Gebot der Rache, sondern nach dem Gebot des Mitleids. Wem Unrecht widerfahren ist, der trete vor und klage! Wem ein Schaden geschah durch die Schuld eines anderen, trete vor und klage! Wer bestohlen wurde oder übertrotelt, in seiner Ehre gekränkt oder in seiner Würde verletzt, trete vor und klage!

Abdullah: Friede sei mit dir, hochweiser Richter!

Der Kadi: Friede mit dir! Wer bist du?

Abdullah: Abdullah ibn Ali bin ich, Kaufmann in dieser Stadt. Meine Schiffe schwimmen auf allen Meeren, meine Karawanen ziehen durch alle Wüsten. Mein Lager birgt Teppiche und Edelsteine, Gewürze, Gefäße aus getriebenem Gold...

Der Kadi: Wen klagst du an, Abdullah ibn Ali?

Abdullah: Einen Dieb klage ich an, einen elenden Dieb, der nicht verdient, daß ihn Allahs Sonne bescheint.

Der Kadi: Wie heißt dieser Dieb, und was hat er gestohlen?

Abdullah: Vorerst eine Frage. Das Gesetz bestimmt, daß einem Dieb, der auf frischer Tat ertappt wird, der Henker die rechte Hand abschlägt?

Der Kadi: So bestimmt es das Gesetz.

Abdullah: Ein weises Gesetz, hochedler Richter.

Der Kadi: Das Gesetz bestimmt aber weiter, daß das Gewicht einer Menschenhand in Silber als Strafe zu entrichten hat, wer einen anderen ungerecht eines Diebstahls beschuldigt.

Abdullah: Ungerecht? Omar, der Lump, ist schuldig.

Der Kadi: Bring deine Klage her Reihe nach vor, wie es sich ziemt. Erst den Namen des Beschuldigten, dann die Tat, deren du ihn bezichtigst.

Abdullah: Der Reihe nach? Schön, weiser Richter. Ich klage Omar ibn Hussein an, den Melonenhändler, den Habenicht's, den Tagelöhner, den Hungerleider.

Der Kadi: Und was hat dir Omar ibn Hussein Böses zugefügt, daß du ihm so zürnst?

Abdullah: Böses zugefügt? Seit drei Tagen liegt sein Sohn Mirza, der Gallunke, der Landstreicher, der Straßenbittler, vor der

Tür meines Hauses und rührt sich nicht vom Fleck. Ich muß über ihn klettern, wenn ich mein Haus verlasse, und stolpere im Dunkeln über ihn, wenn ich abends heimkehre.

Der Kadi: Und warum liegt Mirza ibn Omar drei Tage vor der Schwelle deines Hauses? Weist du das?

Abdullah: Und ob ich es weiß, hochweiser Richter, ich weiß es nur zu gut. Mirza, der Lump, will Djamilch, meine Tochter, zur Frau haben.

Der Kadi: Und du willst ihm Djamilch, deine Tochter, nicht zur Frau geben?

Abdullah: Allahs Weisheit spricht aus deinem Munde, Richter. Wie kann ich, Abdullah ibn Ali, der reichste Kaufmann in der Stadt, meine Tochter Djamilch, die zart ist wie die Morgenröte, sonst wie ein Reh und lieblich wie eine Lilie am Fluß, einem Strauchdieb geben, der keinen Fußbreit Boden besitzt, dessen Herden aus einem einzigen, dreibeinigen Lamm bestehen, der auf seinem Leib nur Habern trägt, weil er kein Geld für Kleider hat, dessen einziges Gut seine Frechheit, seine Unverschämtheit ist? Sag selbst, hochweiser Richter, taugt so ein Nichtsnutz, so ein Lummel, so ein barfüßiger Bettelgeselle dazu, der Schwiegersohn Abdullah ibn Ali zu werden?

Der Kadi: Und glaubst Mirza, daß er deine Tochter gewinnen wird, wenn er sich vor die Schwelle deines Hauses legt?

Abdullah: Ein Erpresser ist er, ein Räuber. Er sagt, er habe beim Barte des Propheten geschworen, nicht wieder aufzustehen, ehe ich ihm Djamilch zur Frau gebe! Er nimmt keine Speise zu sich und keinen Trank, er geht nicht in die Moschee, wenn der Muezzin zum Gebet ruft, er hat wohl in seinem Horn seine Seele dem Satan verschrieben. Wenn er um Hungers stirbt, fällt die Schuld an seinem Tode auf mich!

Der Kadi: Mirza ibn Omar liebt wohl deine Tochter sehr?

Abdullah: Liebt! Liebt! Jeder Taschendieb aus dem Bazar kann kommen und sagen: Ich liebe deine Tochter, gib sie mir zur Frau. Muß ich sie ihm deshalb geben?

Der Kadi: Und Djamilch, deine Tochter?

Abdullah: Djamilch? Sie ist noch ein Kind. Der Laffe hat Gift in ihr Ohr geträufelt. Sie ist unerfahren und glaubt jedes Wort, das er ihr vorlügt. Ich habe ihr verboten, auf die Straße zu gehen, ich bin ein frommer Mann, hochweiser Richter, aber wo sind die Zeiten, in denen das Kind noch dem Vater gehorchte, wie das Gesetz es vorschreibt? Fatma, die alte Amme, hat ihr dabei geholfen, mich, ihren Vater, zu hintergehen. Als ich davon erfuhr, habe ich Fatma verjagt. Mag sie verhungern und verdursten, die alte Bettel. Ich bin ein ehrenhafter Mann und beachte die Gesetze.

Der Kadi: Ich begreife deinen Born, Abdullah. Aber das Gesetz befiehlt Liebe gegen den Nebenmenschen, selbst wenn dieser gefehlt hat.

Abdullah: Es gibt so viele Gesetze, hochweiser Richter, welcher Mensch findet in seinem kurzen Leben Zeit, sie alle zu befolgen?

Der Kadi: Und was kann Omar ibn Hussein dafür, daß die alte Amme auf deine Tochter nicht besser achtgegeben hat?

Abdullah: Was er dafür kann? Hat Allah deine Augen mit Schleiern verhängt, hochweiser Richter, und deine Ohren mit Watte verstopft? Was Omar, der Lummel, dafür kann? Steht nicht geschrieben, daß der Sohn die Befehle des Vaters zu befolgen habe? Wer kann diesem Frechling, diesem Mirza, gebieten, meine Schwelle zu verlassen, wenn nicht Omar, sein Vater? Aber der alte Gallunke hat gewiß den Jungen dazu angestiftet, sie sind beide im Bunde, um mich zu berauben.

Der Kadi: Und was hast du unternommen, um Mirza von deiner Schwelle zu entfernen?

Abdullah: Unternommen? Am ersten Tag, als mir gemeldet wurde, daß er dort liegt, rief ich meine Diener und befahl ihnen, Mirza mit Gewalt fortzuschaffen. Aber der Taugenichts trampelte mit den Füßen, als sie ihn ergreifen wollten, er stemmte sich gegen sie und zerfetzte ihre Kleider, er schrie so jämmerlich, daß die Leute zusammenliefen. Er erzählte allen, warum er hier liege, und die Menschen lachten, sie lachten mich aus, so laut lachten sie, daß ich wütend wurde und selbst versuchte, den Lumpen von der Schwelle zu vertreiben. Aber ehe mein Fuß den schmutzigen Leib dieses Hundes berührte, schnitt er eine Grimasse und brüllte mir entgegen: Und ich bekomme deine Tochter doch zur Frau! Und ich bekomme sie doch! Hochweiser Richter, ich bin ein geduldiger Mensch, aber das Blut kochte in meinen Adern, als ich die Gaffer ringsum sah, die sich vor Gelächter die Seiten hielten, diese feisten Nichtstuner, die auf den Straßen herumlungern, um sich am Mißgeschick ihrer Nebenmenschen zu erfreuen. Erlaubt der Prophet solches Tun überhaupt?

Der Kadi: Das Gesetz des Propheten gebietet Rücksicht und Versehen. Aber in den Menschen lebt der Trieb der Schadenfreude. Wie willst du ihn tilgen, Abdullah?

Abdullah: Ich? Tilgen? Laßt mich weitererzählen. Am zweiten Tage ging ich Mühsal zu Werke. Ich wußte, der Herr hat lange nichts gegessen. Die Sonne brennt zwei Tage auf seinen stäubigen Körper, er muß vor Durst halbtot sein. Also ließ ich einen Tisch vor das Haus tragen und Speisen bringen. Gebratenes Hammelfleisch mit Reis, in Fett gekocht, Melonen, Datteln, Feigen, Butterwerk und Wein. Ich hielt ihm von allem eine volle Schüssel unter die Nase, dann setzte ich mich an den Tisch und begann zu essen. Guten Appetit! rief der Schurke, und: „Nehmet auch nicht, Schwiegersohn, Ihr habt einen schwachen Magen!“ Ich tat, als hätte ich diese Worte nicht gehört und sagte friedfertig: Von all diesen guten Dingen kannst du haben, wenn du aufhörst und fortgeht. Nichts anderes verlange ich, als daß

du gehst. Kein Geld, kein Goldstück, kein Silberstück, keine Kupfermünze — nur, daß du gehst. „Ich aber verlange Djamilah, deine Tochter“, sagte der Kaffe. Grinste mich an, der Frechling, und drehte mir den Rücken zu. Bis das erlaubt, nach dem Befehl des Propheten, hochweiser Richter?

Der Kadi: Mirza scheint deine Tochter sehr zu lieben, Abdullah, daß er ihrewegen drei Tage hungert und sein Leben aufs Spiel setzt. Aber ich begreife noch immer nicht, warum du Omar, Mirzas Vater, des Diebstahls beschuldigt?

Abdullah: Ein dreifacher Dieb ist Omar, ein zehnfacher! Wenn Omar nicht wäre, wäre Mirza nicht, und wenn Omar seine väterliche Gewalt gebrauchte, läge Mirza nicht vor meiner Schwelle. Meine Ruhe hat Omar gestohlen, den Frieden meines Hauses, und nun sogar das Stück Boden vor meiner Tür. Denn gehört ein Stück Erde, das ich nicht betreten kann, noch mir? Ein Dieb ist er, und ich verlange, daß seine rechte Hand vom Fenster abgehauen wird!

Der Kadi: Nach dem Befehl darf niemand verurteilt werden, ehe er gehört worden ist. Ruft Omar ibn Hussein, den Melonenhändler!

Abdullah: Die Speisen, die ich Mirza unter die Nase hielt, waren gut, hochweiser Richter. Mein Koch kann Hammeltotelets braten wie kein anderer im Land. Und Zuckertwerk! Ich wäre glücklich, wenn ich dir eine Probe senden dürfte, nur ein Klein wenig, zum Kosten in einer goldenen Schale, denn bei mir wird Zuckertwerk immer in einer goldenen Schale auf den Tisch gebracht . . .

Der Kadi (streng): Das darfst du nicht, Abdullah ibn Ali.

Abdullah (zögernd): Ich dachte nur, du solltest es kosten, damit du ermessen kannst, mit welchen Köstlichkeiten ich Mirza lockte, und wie friedfertig ich bin . . .

Der Kadi: Dort kommt Omar ibn Hussein.

Omar: Friede sei mit dir, erhabener Richter!

Der Kadi: Friede mit dir. Du bist Omar ibn Hussein, Melonenhändler im Basar?

Omar: Der bin ich.

Der Kadi: Abdullah ibn Ali, der Kaufmann, klagt dich an, seine Ruhe, den Frieden seines Hauses und das Stück Boden vor seiner Tür gestohlen zu haben, indem du deine Macht über Mirza, deinen Sohn, nicht ausübtest. Habe ich dich richtig verstanden, Abdullah?

Abdullah: Vollkommen richtig, hochweiser Richter. Die Macht über seinen Sohn. Das ist es.

Omar: Ich kenne das Gesetz, erhabener Richter. Es gibt mir Macht über das Leben meines Sohnes. Aber gibt es mir auch Macht über sein Herz? Wenn der Kalif die Fahne des Propheten entrollen läßt, zum heiligen Krieg, kann ich meinem Sohn sagen: Nimm das Schwert, ziehe in den Kampf für deinen Glauben, dann gehst du ein in das Paradies. Wenn aber sein Auge auf ein Mädchen fällt, und in seinem Herzen die Blume der Liebe erblüht, kann ich dann sagen: Mirza, liebe das Mädchen nicht, dann gehst du ein in das Paradies?

Der Kadi: Gewiß kannst du seinem Herzen nicht gebieten. Aber du kannst ihn versehen, den Platz zu verlassen, auf dem er liegt.

Omar: Als ich hörte, daß er sich vor die Tür Abdullahs gesetzt hat und von dort nicht wieder fortgehen will, ging ich zu ihm und sprach ihm zu. Steh auf, sagte ich, und geh nach Hause. So wirst du den Willen des allmächtigen Abdullah nicht brechen.

Abdullah: Des alten, geizigen Abdullah! Hörst du, Richter, sie sind im Bunde!

Der Kadi: Und was tat Mirza?

Omar: Er blieb liegen und sah mich mit so traurigen Augen an, daß mir der Befehl, den ich ihm erteilen wollte, auf den Lippen erstarrte. Ich weiß, sein Herz hängt an Djamilah, und wenn er sie nicht zur Frau bekommt, wird er sterben. Steht im Gesetz, daß ich meinen Sohn töten muß, weil er nicht von dem Fleck Erde aufstehen will, auf dem er liegt, und der ihm allem Anschein nach gut gefällt?

Abdullah: Recht verhöhnt er mich noch. Muß ich mir das bieten lassen, hochweiser Richter, von einem Melonenhändler, einem Nichts, einer elenden staubigen Schnede vom Straßenrand?

Malen — ein Vergnügen

Ich habe zum Sonntag einen Abstecher über den Bodensee gemacht. Mit Grenzschein und ein wenig Herzklappen natürlich! Jenseits des schwäbischen Meeres habe ich gute Bekannte; sie freuen sich immer, wenn sie Besuch von der schweizerischen Seite bekommen. Es gibt allerlei zu erzählen, wenn wir unter uns sind.

Diesmal blieben wir nicht lange beisammen. Die Freunde luden mich zu einer Autotour ins „Innere“ des Landes ein. Wir berührten auch den Ort A. Dort lebt ein Maler, mit dem meine Freunde sehr vertraut sind. Er ist ein Eingänger in jeder Beziehung; solche Leute sind meist schwer unter den allgemeinen Staatshut zu bringen. Auch was er malte, litt unter diesem Nebel.

Das erste, was er uns zeigte, war ein Dokument, auf dessen linker oberer Seite einprägsam das Wort „Reichskulturkammer“ stand. Er las es uns vor; es enthielt die Mitteilung, daß dem Maler A. A., der nach wie vor einer entarteten Kunstübung fröne, das Malen untersagt werde.

Unser Freund lachte. Er hat einen Humor, den auch die ewig gereizte Laune des Naziregimes nicht umbringen kann. Auf sein Geheiß setzten wir uns zunächst einmal, denn, wie er sagte, war mit dem Dokument seine Bekanntschaft mit den neuen Kunstpolizeivorschriften des Dritten Reiches noch nicht zu Ende.

Einige Zeit nach Einhäudigung des Verbotdiploms sah er im Hausgarten vor seiner

Heimweg ins Emigranten-Asyl

Ich schleppe mich durch die Straßen mit meiner Last
Kein Mädchen, wo ich Verdorrter fänd' kurze
Von der Emigration
Nie ein anderes Ziel
Als das Stroh im Asyl.

Alles ist dumpf in mir wie tot
Drauf reimt meine Seele: Morgenrot.
Und es wird nicht rot sein von Fahnen
Auch nicht rot von der Sonne im Osten —
Strömend wird das Blut sich ergießen
Aus Leibern, die heute noch frisch genießen
Was die Völker ächzend im Frontdienst schaffen.
Wir werden nicht geizen und nicht erschlaffen
Beim Opfern träger Kapitalistenherzen
Wir werden für diesmal gründlich aus-
merzen —
Vielleicht wird lange kein Lachen sein.

Gallo, Kameraden, laßt den Wodka rein!

W e s t a j i.

Der Kadi: Groß ist die Liebe Mirzas zu Djamilah, Abdullah. Willst du ihm deine Tochter nicht doch zur Frau geben?

Abdullah: Niemals! Nie! Dieß-m Bettler? Sieh ihn dir doch an, Richter! Verhungert, die Wangen eingefallen, . . . ißt raffert seit Tagen, voll Staub und Straßenstaub. Paßt dieser Landstreicher zu Djamilah, meiner Tochter?

Omar: Wenn du sie ihm nicht gibst, Abdullah, wird Mirza hinterher vor deinem Hause, ärmer als ein Bettler, und du trägst die Schuld an seinem Tode. Dann mußt du vor Allah verantworten, was du getan hast, in der Härte deines Herzens.

(Schluß folgt.)

Staffelei und malte munter Blumen und Gemüse. Plötzlich kam der Ortspolizist hereinpaziert und es entspann sich folgender Dialog:

„Grüß Gott, Herr A. I. Ei, ei, Sie malet ja!“

„Gewiß, ich male, Herr Landjäger!“
Verlegenes Mäusperrn. „Ja, hm, das ischt aber oagnehm!“

„Wieso, Herr Landjäger!“

Der greift in seine Tasche, zieht ein Papier hervor, entfaltet es umständlich und zeigt es. Es enthält die Aufforderung einer vorge-setzten Amtsstelle an die Landjägerei, den Maler A. A. zu beobachten, ob er auch das Malverbot innehalte.

Der Maler und der Landjäger schauen sich an. Der eine, weil er über die weiße Wachsamkeit der hiesigen Kunstpolizei doch etwas perplex ist, der andere, weil ihm bei Ausübung des Auftrages durchaus nicht wohl ist. Denn er kennt den Maler seit vielen Jahren und hat den etwas schrullhaften alten Herrn ganz gern.

Nach einigem Ueberlegen meint er denn auch, er könnte den eigentlich verbotenen Tatbestand gar nicht gesehen haben, das Malerhaus liege ja abseits und damit wäre beiden geholfen.

Aber unser Freund erwidert ihm, er wünsche nicht, daß er seinewegen sein Amtsgewissen mit einer Lüge belaste. Er solle also ruhig den Uebertritt des Verbois berichten.

Der Landjäger verzieht ein wenig enttäuscht und unwillig das Gesicht. „Ja, dann müeh i e Protokoll uffnä!“

„Ja, natürlich müesst Sie das!“ Der Maler ist belustigt und das verleiht der gute alte Landjäger schon gar nicht. Man sieht ihm an, er hätte viel lieber einen Holzdieb erwischt.

Sie gehen ins Haus und nehmen in der kühlen Stube am Tische Platz. Der Landjäger seufzt hörbar; er nimmt bedächtig sein Amtsnoteizbuch heraus und räuspert sich. Der Maler wartet auf seine Fragen und lächelt. Der Landjäger lächelt nicht. Hinter seiner faltigen Stirn wälzt er schwere Gedanken. Seine Augen sind ins Leere gerichtet, sie haben einen hilflosen, irrenden Ausdruck. Auf einmal werden sie ruhiger, die Stirn glättet sich, er fragt:

„Herr A., jezt saget Sie mir au, warum malet Sie überhaupt?“

Unser Freund antwortet ohne Zögern und schmunzelt dazu: „I han immer zu meinem Vergnüge gemalt!“

Die Jüge des Landjägers heitern sich vollends auf. „Ma ebe, das kann Ihne doch niemand verbieten! Und das werd ich angeben!“

Damit war das Verhör beendet, das Protokoll fertig.

Nicht bekannt ist unserem Freund geworden, ob es im Dritten Reich schon verboten ist, zu „seinem Vergnügen“ zu malen. 13.

Josef Wechsberg:

Salon zur „Schönen Straße“

Alles in China ist primitiver, dabei aber vernünftiger und zweckmäßiger eingerichtet als bei uns. Wenn eine Chinesin ein neues Kleid oder einen Stoff kaufen will, muß sie nicht durch alle Teile der Stadt von einem Geschäft zum anderen laufen, und ihre Zeit verschwenden. („Shopping“ nennt man bei uns in Europa diese Zeitverschwendung). Sie geht in die Kleiderstraße oder in die Seidenstraße. Hier findet sie ein Geschäft neben dem anderen, die ganze Straße besteht nur aus Kleider- und Seidenläden, wenn sie hier nicht findet, was ihr gefällt, so findet sie es überhaupt nicht mehr, denn in den anderen Teilen der Stadt gibt es keine Seidengeschäfte mehr. Sucht sie ein Kochgefäß oder einen Topf, so geht sie in die Töpfstraße, den Reis kauft sie in der Reisstraße. So war es schon vor tausend Jahren in China, so ist es heute, so wird es auch in hundert Jahren noch sein, denn China ist schwerfällig und konservativ. Was macht aber die Chinesin, wenn sie ihre Einkäufe beendet hat, wenn sie aus der Arbeit kommt, wenn sie eine Stunde Zeit hat? Sie geht in die „Schöne Straße“ — in die Straße also, in der man Schönheit verkauft.

Welch erstaunlicher Anblick! Da sitzen in langen Reihen die chinesischen Frauen in ihren schwarzen Seidenblusen und Hofen, entlang den Häuserfassaden sitzen sie und warten. Warten, bis eine der einheimischen Künstlerinnen sie in die Arbeit nimmt und „schön macht“. Schön machen bedeutet nicht Massage, Schminken, Augenbrauen-Rasieren oder Wimpern-Einsetzen. In China ist man bescheidener als in Europa. Schön machen bedeutet: frisieren.

Die ärmste Chinesin wird sich die wenigen Cents vom Munde absparen, um sich womöglich alle Tage frisieren zu lassen. Schön frisiert sein heißt: schön, elegant, mondän sein — wenn man dieses Wort überhaupt anwenden darf. Es ist der einzige Luxus der armen chinesischen Frau, sie kennt nichts von den raffinierten

Methoden ihrer westlichen Schwestern, sie weiß nicht, was das „Make up“ der Amerikanerinnen bedeutet. Sie ist zufrieden, wenn eine der schwarzgekleideten Friseurinnen sie in die Arbeit nimmt. Eine nach unseren Begriffen primitive Arbeit. Die Chinesin weiß nichts von den Modestricuren Amerikas und Europas, von „Madonnenrollen“, „Dauerwellen“, von Eton-



Salon zur „Schönen Straße“

Photo Josef Wechsberg

schnitt und Abendfrisuren. Sie weiß nichts von dem komplizierten Haaraufbau der japanischen Geishas, von dem Bleichen und Färben der Haare. (Die jungen chinesischen Tagigirls von Hongkong und Schanghai, die man in den Tanzhallen und Bars findet, wissen das alles sehr wohl und sie sind genau so modern frisiert, wie die Girls in Europa, aber sie gehen nicht in die „Schöne Straße“, sondern zum japanischen oder amerikanischen Friseur, der ihnen an Hand der neuesten Modejournale die gewünschte modernste Frisur macht. Aber das sind ja Ausnahmen, die nicht mehr zu China gehören.)

In der Schönen Straße ist man primitiv. Das Haar wird eingebunden und sorgsam durchgekämmt, die „Patientinnen“ bekommen straffe Bänder um den Kopf, die sie selbst halten müssen, so wie seinerzeit die Männer, als sie noch

Schnurrbärte und Schnurrbartbinden trugen. Dann kommt die Krönung der Arbeit: das Pöpflechten. Das ist keine profane Handlung wie bei uns in Europa. Der Pöpf wird nach ganz bestimmten Regeln geflochten, die ein Zunftgeheimnis sind und streng gehütet werden. Mag man auch noch so nahe herankommen, man errät sie doch nicht. Die jüngeren Mädchen tragen den Pöpf auf dem Rücken, so wie in der „guten alten chin-fischen Zeit“, die älteren Frauen lassen sich ihn auf dem Hinterkopf zusammenlegen. Das alles wird langsam, sorgfältig, mit chinesischer Bedächtigkeit getan, es geht nicht so hässig zu wie bei unseren Frisuren in Europa, wenn schon andere Kunden warten. Sollen sie nur warten! Und sie warten geduldig: kein nervöses Auf-die-Uhr-Blicken, keine Unruhe. In China gibt es keine Eile. In China haben alle Zeit. Die Stunden, die man in der „Schönen Straße“ verbringt, sind doch die schönsten des ganzen Tages. Man trifft Freundinnen und man hat einander so viel zu erzählen! Frau Lu-Sching hat schon wieder ein neues Paar Sandalen, es ist unglaublich, was für Luxus sie treibt, woher sie es nur hat? Und Frau Wong-Fuen hat heute morgens mit ihrem Reishändler einen ärgerlichen Auftritt gehabt. Und der älteste Sohn ist seit drei Tagen wieder nicht nach Hause gekommen, der schlimme Vengel. . . Und Frau Lu-Sun-Wuen seufzt. Sie haben es gut, Sie haben wenigstens Söhne! Aber ich mit meinen ungeratenen Töchtern, die nichts anderes im Kopf haben als die Männer, noch dazu die weihen! . . .

Die Unterhaltung also ist, wie man hört, in der „Schönen Straße“ von Hongkong oder Nanjing dieselbe wie in den großen Friseursalons von London, Paris, New York, Prag oder Zürich — auch wenn hier nur Pöpfe geflochten werden, während man dort komplizierte Wellenfrisuren macht.

(Nachdruck verboten.)

An einem Herbsttag

Es ist ein kleiner Park, der hinter hohen Mauern versteckt ist, so daß nur Ortskundige zu ihm finden. In seiner ruhigen Lage, mit den liebevoll gepflegten Blumenbeeten, den gebakten Wegen und den Bänken in den lauschigen Gebüschkeden, hat er so garnichts gemeinsam mit den öffentlichen Parkanlagen. Er ist eher wie ein Biergarten, und wer in ihm weilt, fühlt sich beinahe so heimisch wie im eigenen Garten hinter seinem Hause.

Das macht es wohl, daß die Besucher dieses Parks einander seltsam wesensverwandt erscheinen. Denn sie alle wollen hier nicht allein Ruhe und Entspannung gewinnen, sondern sich in ihm auch ein Stück ersehntes Leben vorzutäuschen: einen sorglosen Lebensabend in einem eigenen, liebevoll gepflegten Garten, vielleicht nur einen Ferienaufenthalt in der freien Natur. So kommt es, daß die Menschen hier persönlicher miteinander verkehren und zugänglicher als sonst im Leben sind. Sie grüßen einander wie alte Bekannte, und an

stillen Sommersonntagnachmittagen erzählen sie einander von ihrem Schicksal.

Jetzt aber ist es Herbst geworden. Die Menschen schweigen und schauen wehmutsvoll den zur Erde niedertänzelnden Blättern nach. Sie schauen auf die Pracht der Ästern, als wollten sie ihren Anblick ganz in sich aufnehmen für die langen, freudlosen Wintermonate.

Ein alter, peinlich korrekt gekleideter Herr sitzt mit uns auf einer Bank. Er sitzt da, schweigend und in sich gekehrt, wie es alte Leute tun. Man weiß nicht, ob er um sich — oder in sich lauscht. Und schließlich fängt er zu sprechen an. Er erzählt uns dieses und jenes, stellt allgemeine Betrachtungen an, und — als wolle er damit sagen, daß es ihn ja alles nichts mehr angehe — nennt er uns sein Alter: „Ich bin achtundsiebzig. . .“

Er erzählt aus seinem Leben. „Ich war Kammerdiener des Fürsten Bülow —.“ Seine leise zitternde Hand greift in die Tasche und holt zwei veraltete Photographien hervor. „Das bin ich!“ sagt er stolz. „Und das ist der Fürst!“

— „Er war ein großer Diplomat“, fügte er bewundernd hinzu.

Ich erzähle in einigen Worten meiner Geschichte von dem glanzvollen Diplomaten der wilhelminischen Ära, von seinem grenzenlosen Ehrgeiz und seiner maßlosen Eitelkeit. Von seiner Gewohnheit, seine Reden während des Ankleidens vor dem Spiegel einzustudieren, so daß er eines Tages auf der Treppe hörte, wie sein Kammerdiener seine Rede, die er in einigen Tagen am Hofe zu halten hatte, im Gesindegzimmer dem jubelnden Personal genau im Wortlaut und Tonfall vordekamierte.

Noch immer blüht so etwas wie Schalk in den Augen des Greises. Man kann sich vorstellen, daß er in jungen Jahren zu allen Streichen aufgelegt war. „O, o — was ich von Ihnen gehört habe“, ruft meine Gefährtin ihm neckend an das schiverhörige Ohr. „Was denn?“ fragt er in der trotzigsten Art eines Menschen, der gewohnt ist, Rede und Antwort zu stehen. Sie berichtet ihm das Gehörte und fragt ihn: „Wer war denn das, he?“ — „Na, ich!“ erwidert er, als handle es sich um



Copyright P. L. B. Box 6 Copenhagen



Adamson und seine Zigarre

den selbstverständlichsten Vorgang der Weltgeschichte. „Na, ich!“

Der Alte schweigt. In Gedanken verloren blickt er vor sich hin. „Er war ein großer Diplomat“, sagt der alte Herr leise, als spräche er mit sich selbst. Und noch leiser fügt er hinzu: „Das ist nun schon über dreißig Jahre her —!“ — Ueber dreißig Jahre? Und es war doch scheinbar Deutschlands glanzvollste Zeit. Das Reich schien gefestigter als je zuvor, seine Politik sollte Jahrhunderte überdauern und das deutsche Volk „herrlichen Zeiten entgegenführen!“

Blatt auf Blatt flinkt herunter. Nichts ist beständig. Das Sterben rings um uns — und zwei vergilbte Photographien in der zitternden Hand eines Greises zeugen von der Vergänglichkeit.

Ein welches Blatt flattert auf das Bild des Fürsten Wilow. Das vergilbte Bild und ein welches Blatt! Den heute größenwahnsinnig Herrschenden könnte dieses Symbol eine Mahnung sein. Und ist es ein Trost. M—3.

Der Sachverständige

Von Lippi

„Fürchtbare Kälte...“ bemerkte fröstelnd der blasse Mann im Zugabteil zweiter Klasse, als er sein dickes Halstuch abgelegt hatte. Er war soeben eingestiegen und leuchtete vor Kälte und der Eile, den Zug rechtzeitig zu erreichen.

„Sie tun unrecht daran“, entgegnete der kleine, elegant gekleidete Mann ihm gegenüber, „wenn Sie die Kälte der letzten Tage „fürchtbar“ nennen. Es ist ein überaus gesundes Wetter, das Körper und Seele gleichermaßen erfrischt und aufmuntert.“

Ohne die Antwort des andern abzuwarten, setzte er in freundlicher, überzeugender Art fort: „Der Londoner Professor Barfill bestreift in seinem epochalen Werk „Wetter und Leben“, daß die Wetterlagen unter dem zehnten Kältegrad ein Gesundbrunnen für Mensch

und Tier sind. Die Statistik erklärt, daß in den Kälteperioden Europas die wenigsten Selbstmorde und Affektverbrechen verübt werden. Außerdem ist es in der Medizin bekannt, daß in den Kälteperioden eine Anzahl von überaus schädlichen Bazillen ungefährlich werden. Zu den gesündesten Völkern der Welt gehören die Bewohner des hohen Nordens. So zum Beispiel kennen die Eskimos eine ganze Anzahl von Krankheiten, denen in unserem Lande alljährlich Tausende Menschen anheimfallen, überhaupt nicht...“

„Sehr interessant“, stimmte der blasser Mann zu. „Es freut mich, auf so aufschlußreiche Art belehrt zu werden. Ich danke Ihnen auch bestens. — Sie sind wohl Doktor der Medizin?“

Der kleine Mann antwortete: „Nein — — Kohlenhändler.“

New York

Selbstgefällig in plumpen Massen
Streben die düstren starren Gebäude
Zum nächstlichen Himmel.

Unverrückbar und steil wie die Felsen
Reihen sich kahle Häuser an Häuser
Und Türme an Türme.

Schwaches Leuchten aus schmucklosen Fenstern
Hebet nur wenig die spärlichen Farben
Der steinernen Wände.

Unten blitzen die bunten Fäustchen
Flackernd Lichter. Sie zeichnen die Straßen
Und weisen die Wege

Rollenden Wagen. Sie hemmen und regeln
Strudelnde Ströme und wogendes Wimmeln
Hastender Menschen.

Aber in kalten und nackten Gemächern
Klopfen die Pulse, freiset das Blut und es
Leben die Steine.

Richard Weimann,
New York, Februar 1935.

Schach ins Volk

SCHACHAUFGABE Nr. 367.

Von H. Gill, Frankreich.

(Sachový list 37./VII.)

Schwarz: Kc5, Tb4, e1, Lb8, Se4, Ba5, b6, d3, e7.
(9)



Weiß: Kh4, Dg4, Td7, La3, d5, Ba4, b3, b5, e3, g5, h3. (11)

Matt in 2 Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an Wenzel Scharoch, Drakowa, Post Modlan, einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 364: Sg8—e7!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Nitsch Rosa, Trupschitz; Schöffel Anton, Schöbritz; Dinnsbier Emil, Tetschen; Beutel Wilhelm, Arnsdorf b. Tetschen; Tepper Franz, Karlsbad; Lohmüller Hans, Hahl Erwin, Holfeld Otto, Freundl Anton, Chimiak Teo, sämtlich Nesteritz; Schöpka Josef, Komotau; Hyna Josef u. Hyna Franz, Hostomitz; Berger Josef, Klein-Augszd; Walter Ludwig, König Anton, Steinwitz Hans, sämtlich Kwitkau; Geißler Josef, Alt-Serbitz, Havel Franz, Modlan; Ubert Rudolf, Prosetitz.

Nachtrag zu Nr. 363: Lohmüller Hans, Hahl Erwin, Holfeld Otto, Freundl Anton, Chimiak Teo.

PARTIE 143.

Damengambit.

Gespielt im Vereinsturnier des Wiener Arb.-Schachklub 1933.

Weiße:	Schwarz:
1. E. Haller	Fudorer
2. c2—c4	e7—e6
3. Sd1—c3	Sg8—f6
4. d2—d4	d7—d5

Regelrechtes Damengambit durch Zugumstellung.

4. Lc1—g5	d5×c4
5. e2—e4!	Angriffsfreudig. Vor-
6. - - - -	sichtige Naturen spielen dagegen sicher e3—c3.
7. Lf1×c4	Lf8—e7
8. Lg5×f6	b7—b6
	g7×f6

Schwarz will sich nicht den Einengungszug e5 gefallen lassen und hofft, in der g-Linie zum Angriff zu kommen.

8. Sg1—e2	Lc8—b7
9. 0—0	h7—h5?

Nur langsam, diese Art ist zu stürmisch, die schwarzen Figuren sind zu einem erfolgreichen Angriff noch nicht formiert.

10. Dd1—a4+!	Dd8—d7!
Auf Sd7 könnte Schwarz kaum noch zu 0—0—0,	
11. Da4—b3	h5—h4
12. Ta1—d1	Le7—d6
13. e4—e5	Tb8—e8
14. f2—f3	f6×e5

Öffnet dem Gegner die d-Linie, doch auch bei Le7 kommt Weiß zur Öffnung durch den starken Vorstoß d4—d5.

15. d4×e5	Ld6—c5
16. Kgl—h1	Dd7—e7
17. Sc3—e4!	Ein Zug von zwin-
gender Kraft, droht nicht nur Sd6+ mit Quali-	
tätsgewinn, sondern auch S×c5, D×c5, L×c6!	
und falls f×c6, so D×e6+, Kf8, Td8+ mit baldi-	
gem Matt.	
17. - - - -	Lb7×e4

Erzwingen. Schwarz ist nun gegen den Schlußangriff machtlos. Auf 17. Sd1 folgt T×d7!!

18. f3×e4	Tg8—e7
19. Se2—f4	De7—e6
20. Db3—d3	c7—c6
21. Lc4—a6!	

Ein stiller, aber starker Zug, der zu sofortiger Aufgabe zwingt. Die Schwächen der schwarzen Spielweise hat Weiß in überzeugender Weise ausgenützt.